ringem praktischen Werthe in Bezug auf die öffentliche Erörterung der chinesischen Frage sein. Noch sind die Ursachen und die Bedeutung der Vorgänge in China keineswegs klar, die Regierung selbst ist noch zum großen Theil auf lückenhafte und unsichere Nachrichten angewiesen. Es würde ihr daher zur Zeit gar nicht möglich sein, dem Reichstage die gewünschte und zur Beruhigung der Bevölkerung sicher sehr erwünschte vollständige Aufklärung zu geben. Daß aber Erklärungen, welche der Natur der Sache nach nicht viel mehr enthalten könnten, als was auch aus den Zeitungen ohnehin bekannt ist, von geringem praktischen Werthe sein und wahrscheinlich mehr schaden als nützen würden, liegt auf der Hand. Also auch unter diesem Gesichtspuncte empfiehlt sich eine alsbaldige Einberufung des Reichstages nicht, und wir glauben in der Annahme nicht fehlzugehen, daß in den Kreisen der Regierung an eine solche vorerst auch nicht gedacht wird."

Nun erfährt zwar die „Nat.-lib. Corr.", es werde einstweilen damit gerechnet, daß bis October dem Reichstage eine erste Creditvorlage werde unterbreitet werden können; bei der Unklarheit der Lage wird man aber auf vorläufige Annahmen nicht viel zu geben haben. Und als sehr unklar wird uns nicht nur die Lage in China selbst, sondern leider auch die diplomatische Lage bezeichnet, und zwar besonders deshalb, weil England dem Vorschlage des Consularcorps in Tientsin, die chinesischen Gewalthaber durch die Bedrohung der Zerstörung der kaiserlichen Ahnengräber einzuschüchtern, sich nach wie vor widersetzt und Rußland den englischen Vorschlag, Japan mit der Entsendung einer großen Streitmacht zum Entsatze Pekings zu veranlassen, abweist. Es bedarf nicht ausdrücklicher Hervorhebung, daß dieser Gegensatz zwischen Rußland einerseits, England und Japan andererseits der deutschen Diplomatie die schwierigste Aufgabe in Bezug auf die chinesischen Vorgänge stellt. In welcher Weise die deutsche Regierung nach den Wünschen Englands Stellung zu nehmen hätte, darüber kann nach einer ganzen Reihe von Kundgebungen tonangebender englischer Blätter nicht der geringste Zweifel bestehen. Die Wilhelmshavener Rede des Kaisers ist für die englische Presse das Signal gewesen, in dieser Beziehung sich vernehmen zu lassen. Mit bekannter Geschicklichkeit werden die ausgesprochen englischen Wünsche in Lob und Anerkennung des kaiserlichen Redners verwoben und unbedenklich wird dabei in die Rede des Kaisers hineingelegt, was vom deutschen Standpuncte aus in ihr nicht gelegen haben kann. So hoffen z. B. die „Times", daß die deutsche Politik „jetzt" jedenfalls nicht zögern werde, Anstrengungen irgend einer Macht zu ermuntern, die fähig und gewillt wäre, eine mobile Armee für den Entsatz von Peking zu beschaffen. Die „Times" denken hierbei natürlich an die japanische; da aber gerade die „Times" ihre Befriedigung darüber ausspricht, daß der Kaiser die Solidarität der Mächte im Vorgehen gegen China betone, so könnten die „Times" selbst die Folgerung ziehen, daß die deutsche Politik so lange nicht ohne Weiteres mit der Uebertragung der Execution in China an eine Macht sich einverstanden erklären werde, als Rußland dagegen Bedenken trägt. — In Uebereinstimmung mit österreichischen und französischen Preßäußerungen zur Wilhelmshavener Kaiserrede bemühen sich ferner zahlreiche englische Blätter, Deutschland betreffs der Action in China womöglich eine führende Rolle aufzudrängen. Gegenüber solchen Bemühungen muß darauf hingewiesen werden, daß die Action Deutschlands in China den Interessen, die wir in Ost-Asien haben, anzupassen ist und daß die Ermordung des deutschen Gesandten nicht dazu verlockt, weiterzugehen. Es dürfte übrigens nicht überflüssig sein, gerade den angedeuteten ausländischen Bemühungen gegenüber daran zu erinnern, daß auch im vorliegenden Falle für Deutschland lediglich das deutsche Interesse, nicht irgendwelche auch noch so begreifliche Stimmung die Richtschnur für die deutsche Politik abgeben kann. In diesem Sinne äußern sich denn auch die besonnensten deutschen Blätter. Die „Nat.-Ztg." z. B. führt aus:

„Wir haben politisch keine Offensive zu ergreifen, sondern nur die Aufgabe der Vertheidigung unserer dort errungenen Stellung. Daß dies jetzt die militärische Offensive in Gemeinschaft mit den anderen Mächten bedingt, kann an dem beschränkten Zwecke unserer Mitwirkung in Ostasien nichts ändern. Es würde in manche Berechnungen hineinpassen, Deutschland in Ostasien als Gegner Rußlands erscheinen zu lassen, mit der entfernten Aussicht, den Kampf um das chinesische Problem vom Peiho an die Weichsel und an die Wogesen zu verlegen. Die Leidenschaftlichkeit muß deshalb auf der Hut sein, sich nicht von fremder politischer Berechnung mißbrauchen zu lassen. Bei gemeinschaftlichen internationalen Unternehmungen weiß man zudem nie, wie sie enden. Die politische Leitung des Reiches ist deshalb gegenwärtig vielleicht schwieriger, jedenfalls verantwortungsvoller als die militärische Leitung."

Aehnlich läßt sich die „Kreuzzeitung" vernehmen:

„Deutschland ist es seiner Ehre schuldig, am Zuge nach Peking mit allen augenblicklich verfügbaren Kräften theilzunehmen. Seine Hauptaufgabe aber liegt in Schantung, wo es so stark auftreten muß wie irgend möglich. Je mehr Deutschland thut, das Einvernehmen der Mächte zu erhalten, um so verdienter wird es sich um den Weltfrieden machen. Unter keinen Umständen hat es die Aufgabe, in einem Conflict der Mächte über die chinesische Frage mitzuthun. Sollte dies Unglück der Welt nicht erspart werden, so ist unsere Stellung die bewaffnete Neutralität, gestützt auf die Position in Kiautschau und Schantung.

Schon wiederholt ist darauf hingewiesen worden, daß die Chinesen sich durch die Ermordung des deutschen Gesandten v. Ketteler nicht zum ersten Male einer brutalen Verletzung des Völkerrechts schuldig gemacht haben. Angesichts der Parteinahme der socialdemokratischen deutschen Presse für die bezopften Mörder ist es wohl am Platze, ausführlicher auf einen der Fälle einzugehen, in denen Europäer, die sich in Erfüllung diplomatischer Missionen unter den Schutz der chinesischen Regierung begeben hatten, in entsetzlicher Weise umgebracht wurden. Während des Feldzuges der verbündeten Franzosen und Engländer im Herbst 1860 hatten die Chinesen nach der Einnahme von Tientsin durch die Alliirten Mitte September Friedensverhandlungen mit letzteren angeknüpft. Während derselben schickten die beiden commandirenden Generale im Vertrauen auf die Zusagen der chinesischen Unterhändler eine Mission in das Lager der Chinesen bei Tung-chao, welche dort die Verhandlungen mit den chinesischen Behörden wegen Sicherstellung der Verpflegung der verbündeten Truppen führen sollte. Diese Mission war zahlreich. Sie bestand aus 69 Köpfen. Französischerseits gehörten ihr fünf Officiere, darunter ein Oberst, zwei Gesandtschaftsattachés, mehrere Missionare und Gelehrte an. Die Führung hatten zwei diplomatische Agenten der Engländer übernommen, denen sich ein Gesandtschaftssekretär, ferner der Kriegscorrespondent der „Times" anschlossen, während der Oberstleutnant Walker von der englischen Cavallerie mit einem Reiterdetachement die Mission begleitete. Kaum war letztere im Bereiche der chinesischen Truppen, als sie verrätherisch überfallen wurde. Dem Oberstleutnant Walker gelang es noch, zu entkommen. Die übrigen Mitglieder der Mission wurden theils getödtet, theils gefangen genommen und an Händen und Füßen gefesselt auf Karren geworfen, um nach Peking gebracht zu werden. Dieser schändliche Bruch des Völkerrechtes war die Hauptursache des sofortigen Vormarsches der Alliirten von Tientsin auf Peking, wo sie nach verschiedenen Kämpfen am 5. October eintrafen. Als man die Gefangenen von Tung-chao reclamirte, stellte es sich heraus, daß 32 von ihnen theils den Speeren der Chinesen, theils den grausamen Mißhandlungen während der Gefangenschaft erlegen waren, darunter 26 Engländer und 6 Franzosen. Die Ueberlebenden wurden in elendem Zustande den Verbündeten zugeführt. Letztere verlangten neben einer Sühne von ½ Million Taels auch die Auslieferung der Leichen, die nach und nach, auf das Barbarischste verstümmelt, den alliirten Truppen übergeben wurden. Darunter auch diejenige des französischen Obersten Foullon-Grandchamps und des „Times"-Correspondenten Bouklby. Ein feierliches Leichenbegängniß, an dem sämmtliche französische und englische Truppen theilnahmen, erwies diesen Opfern chinesischer Treulosigkeit die letzten Ehren. Sie fanden ihre Ruhestätte theils in der katholischen Kirche, theils in der englischen Capelle in Peking, deren Wiedereröffnung — nachdem sie 35 Jahre geschlossen gewesen war — zu den Bedingungen des Friedens gehörte, der am 28. October 1860 in Peking geschlossen wurde.

Ueber die Zustände in **Bulgarien** wird uns aus Sofia geschrieben: Die Mission des russischen Finanzrathes Kobento in Bulgarien ist in der westeuropäischen Presse fortgesetzt Gegenstand mehr oder weniger abenteuerlicher Betrachtungen und falscher Nachrichten. Ein förmlicher Mythenkranz hat sich bereits um diese, der Vergangenheit angehörende Mission gebildet. Die Wahrheit ist, daß Rußland dem jungen Fürstenthume sehr gern mit einer größeren Summe unter die Arme greifen würde, daß aber daran Bedingungen geknüpft wurden, welche Fürst Ferdinand sich außer Stande sah, zu erfüllen, sowohl im Interesse seines eigenen Landes, als auch mit Rücksicht auf andere Factoren. Wir müssen uns für heute mit dieser Andeutung begnügen; vielleicht kommt später die Zeit, in welcher die Geschichte der Kobento'schen Mission mit allen Einzelheiten erzählt werden kann. Es ist ein Ausfluß der Enttäuschung, welche Rußland bei dieser Mission erlebt hat, wenn die Sache so dargestellt wird, als wären die bulgarischen Finanzen trostlos. Wenn dieselben sich auch in keiner glänzenden Verfassung befinden, so ist in dieser Behauptung doch eine arge Uebertreibung enthalten, denn das Land besitzt noch reiche Hilfsmittel in den Schätzen, welche in seinem jungfräulichen Boden ruhen, und eben jetzt wird durch eine gute Ernte vieles wettgemacht, was durch die mangelhaften Einnahmen des Vorjahres verschuldet wurde. Russische oder russenfreundliche Federn waren auch bemüht, die jüngst in Rustschuk stattgefundenen Unruhen zu einem sehr durchsichtigen Zwecke maßlos zu übertreiben und einen Vorfall, der in Deutschland nur eine Stelle in den Provinzialnachrichten der Presse gefunden haben würde, als einen hochpolitischen Act, als eine Revolte von größerem Umfange hinzustellen, und die auch jetzt wieder die von außen hereingetragene, übrigens auch keineswegs ernst zu nehmende Widersetzlichkeit gegen die Einhebung der neuen Zehntsteuer im Kreise Varna dazu benutzten, um den Rückzug der Kobento'schen Mission zu decken. Sehr merkwürdig muthet es den Kenner bulgarischer Verhältnisse auch an, wenn — wie es letzthin in einem gelesenen Blatte geschah — aus russischer Quelle von einer „Corruption" der bulgarischen Beamten gesprochen wird. In einem großen Theil haben dieselben ihre wissenschaftliche Ausbildung in Deutschland, bezw. Oesterreich genossen und mit der deutschen Wissenschaft haben sie auch deutsche Ehrlichkeit in sich aufgenommen und geben nun daheim in ihrer Umgebung das Beispiel treuer Pflichterfüllung. Es soll damit natürlich nicht gesagt sein, daß in Bulgarien nirgends Fälle vorkämen — denn wo passirte nichts Aehnliches, namentlich im Orient —, wo sich Beamte vergessen; indessen sind das doch immerhin Ausnahmen, und es wäre ungerecht, daraus auf die Gesammtheit der Beamten zu schließen. Auch muß der objective Beobachter zugestehen, daß Fürst Ferdinand in den jetzt zwölf Jahren seiner Regierung kein ungewöhnliches diplomatisches Talent an den Tag gelegt hat, das ihn bis jetzt noch immer über die Klippen hinwegführte, die sein Schifflein mehr als einmal zu zertrümmern drohten. Fürst Ferdinand ist so oft Gegenstand herber Kritik gewesen, daß man gewiß auch einmal seinen persönlichen Talenten Gerechtigkeit wird widerfahren lassen dürfen. Er gehört zu den Regenten, die nichts oberflächlich machen, sondern durch eigenes Studium in eine ihnen sonst fremde Sache eindringen und sich alsdann ein selbstständiges Urtheil über dieselbe bilden. So arbeitet Fürst Ferdinand in allen Ressorts mit großem Fleiße, und manche werthvolle Anregung geht von ihm direct aus. Gewiß würde er noch Hervorragendes für sein Land zu leisten im Stande sein, wenn er darin nicht oft, wie er einst klagte, durch die im Parlament hervortretenden Interessengegensätze gehindert würde. Auch entspricht es nicht den Thatsachen, daß die Regierung, wie jüngst in bulgarenfeindlichen Correspondenzen zu lesen war, nichts für die Landwirthschaft thue. Gerade dieser Theil der Verwaltung ist Gegenstand ernstester Fürsorge der Regierung, wie zuletzt noch die im vorigen Jahre in Rustschuk stattgefundene landwirthschaftliche Ausstellung bewiesen hat. Allerdings können die Folgen der jahrhundertlangen türkischen Mißwirthschaft nicht im Handumdrehen beseitigt und durch eine vollendete europäische Cultur ersetzt werden, aber was in dieser Beziehung in den 22 Jahren des Bestehens des Fürstenthums geleistet worden ist, ist im hohen Grade achtungswerth. Die Fruchtbarkeit des Landes ist eine außerordentlich große, nur ist die Kopfzahl der ländlichen Bevölkerung eine zu geringe, um dieselbe gehörig auszunutzen, auch sind die Bauern noch zu capitalsarm, um durch Anschaffungen von Maschinen und anderen Hilfsmitteln den Betrieb rationell zu gestalten. „Sorgen Sie dafür, daß 50 000 deutsche Bauern nach Bulgarien kommen", sagte der Fürst im vorigen Jahre zu einem deutschen Besucher, und in der That bietet das Land alle Vortheile für deutsche Ansiedler; sie würden sich dort wohler fühlen, als an vielen Stellen in dem gelobten Lande jenseits des großen Wassers. Hierzu kommt der große Reichthum Bulgariens an Bodenschätzen. Schon vor der türkischen Zeit waren Erzgruben aller Art im Betriebe; sie verfielen später, werden aber jetzt wieder nach und nach in Betrieb gesetzt — leider nicht von Deutschen, sondern zumeist von Belgiern, die erst neuerdings wieder eine Kohlengrube bei Slivnitza eröffnet haben und demnächst auch bei Kazanlik graben wollen und alle Schurfrechte belegen, deren sie habhaft werden können. Besonders reich ist das Land an Kupfer, Mangan und noch vielem anderen Erz.

Deutsches Reich.

*Berlin, 4. Juli. (Bayerisches Centrum und Bund der Landwirthe.) Das bayerische Centrum hat es schon früher an Absagen gegenüber dem Bund der Landwirthe nicht fehlen lassen. Besonders lebhaft aber ist diese Absage jetzt ausgefallen, nachdem der Bund die Unvorsichtigkeit begangen hat, durch Inserat in der „Deutschen Tagesztg." redegewandte Herren zu suchen, die bereit sind, gegen feste Reisediäten im kommenden Herbst und Winter als Agitatoren auf die bayerischen Dörfer zu gehen. Das Organ der bayerischen Centrumspartei, die „Neue Bayerische Ztg.", schreibt unter Hinweisen auf jene Inserate u. A. das Nachstehende: „Wir machen speciell die Abgeordneten, den Klerus und die Bauernvereine auf diese Versuche des Bauernfangs aufmerksam und hoffen, daß sie diesen Eindringlingen bei gegebener Gelegenheit einen recht warmen Empfang bereiten, so daß ihnen die Lust zum Wiederkommen verleidet wird. Es ginge uns gerade noch ab, daß wir diese norddeutschen Brüder auf unsere Kosten großziehen würden." — Es hat dem Bunde der Landwirthe mithin nichts genützt, daß es sowohl dem bayerischen Ultramontanismus, als auch dem bayerischen Particularismus weit entgegengekommen ist. In ersterer Beziehung erinnern wir nur daran, daß die Herren von Wangenheim und Dr. Hahn sich der Abstimmung über den Centrumsantrag auf Beseitigung des Jesuitengesetzes enthielten, in letzterer Hinsicht an die Rede, die Dr. Roesicke am 18. März d. J. in Weilheim gehalten hat.

* **Berlin**, 4. Juli. (Der neue „Schuldenerlaß" des „Vorwärts".) Unter dieser Ueberschrift schreibt die „Berl. Corresp.": Der „Vorwärts" weiß über einen „neuen Schuldenerlaß" des preußischen Eisenbahnministers zu berichten. Er knüpft daran Bemerkungen über die Unzulänglichkeit des Einkommens der Eisenbahnbediensteten und darüber, wie leicht ein Beamter ohne eigenes Verschulden zum Schuldenmachen kommen kann. Besonders regt sich die Zeitung darüber auf, daß das Eingehen einer Schuldenlast, die das zweimonatige Diensteinkommen überschreite, unter Umständen die Aufkündigung des Dienstverhältnisses zur Folge haben solle. Nach zuverlässiger Mittheilung ist ein Erlaß dieses oder ähnlichen Inhalts von dem Eisenbahnminister überhaupt nicht ergangen. Anscheinend handelt es sich im vorliegenden Falle um die Verfügung einer Eisenbahndirection, die sich vermuthlich durch besondere Vorkommnisse zu ihr veranlaßt gesehen hat. Die darin in Erinnerung gebrachte Vorschrift, daß bei leichtsinnigem Schuldenmachen die Dienstentlassung jedenfalls dann in Erwägung gezogen werden solle, wenn die Schuldenlast den Betrag des zweimonatigen Einkommens übersteige, rühret aus dem Jahre 1853, also aus einer Zeit her, die mehrere Jahrzehnte zurückliegt. Wenn im Anschluß hieran Zeitungen das Schuldenmachen der Beamten mit Krankheiten und anderen Unglücksfällen in den Familien zu entschuldigen suchen und die zweifellos wohlgemeinten Absichten der Verwaltung zum Besten ihre Untergebenen in herzlose Strenge verdrehen, so genügt zur Entkräftigung dieses Angriffs die eine Thatsache, daß für alle Fälle unverschuldeter Nothlage der Staatseisenbahnverwaltung bedeutende Fonds, alljährlich mehr als 3 Millionen Mark, zur Verfügung stehen und von ihr auch vollständig verwendet werden. In Fällen wirklicher, nicht durch Leichtsinn herbeigeführter Noth leistet die Eisenbahnverwaltung also bereitwilligst Hilfe. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß jede Maßnahme der Verwaltung, die eine Fürsorge für ihr Personal im Auge hat, mißdeutet und dazu benutzt wird, das Verhältniß zwischen Staat und Beamten zu trüben. Daß der „Vorwärts", seiner Tendenz getreu, zu solchen Mitteln greift, ist nicht zu verwundern, daß aber Blätter, welche die Sache der Ordnungsparteien noch zu vertreten meinen, keinen Anstand nehmen, derartige ungerechte Angriffe gegen eine Staatsverwaltung mitzumachen, ist tief zu beklagen.

— Die Nordlandsreise wird der Kaiser wahrscheinlich demnächst antreten, sobald die politische Situation sich geklärt haben wird und die für die nächste Zukunft maßgebenden Bestimmungen getroffen sein werden. (Post.)

— Der Kaiser wird im letzten Drittel des Monats September einer Denkmals-Enthüllung in Erfurt beiwohnen. Die genaue Zeit der Enthüllungsfeier steht noch aus. Die Enthüllung eines Denkmals für Kaiser Wilhelm I. in Hildesheim wird in Gegenwart des Kaisers am 15. October dieses Jahres stattfinden. Der Kaiser wird, einer Einladung des Fürsten Stolberg-Wernigerode entsprechend, in den letzten Tagen des October auf einige Tage in Wernigerode eintreffen, um daselbst an den Jagden theilzunehmen.

— Für die kaiserlichen Prinzen in Plön beginnen morgen die Sommerferien. Die Prinzen fahren von Plön nach Homburg ab. Im weiteren Verlauf ihrer Ferien werden sie nach Kiel fahren, um von dort aus mit der Yacht „Iduna" Fahrten in der Ostsee nach Rügen zu unternehmen.

— Allgemeines Befremden hat es erregt, daß der amtliche Bericht der bekanntgewordenen Rede, die der Kaiser am Montag am frühen Nachmittag in Wilhelmshaven hielt, erst am Nachmittag des folgenden Tages den Zeitungen zugänglich gemacht wurde. Ein hiesiger Localberichterstatter giebt darüber folgende Erklärung:

Geradezu unglaubliche postalische Verhältnisse herrschen in Wilhelmshaven. Diese Stadt, welche durch ihre Marinebehörden in außerordentlich starkem und innigem Verkehr mit Berlin steht, besitzt nur eine telephonische Leitung nach der Reichshauptstadt und zwar nur eine indirecte, da sie über Bremen geleitet wird. Ein Berichterstatter, der am Montag Nachmittag um 5 Uhr die Rede des Kaisers telegraphiren wollte, erhielt bis Abends ½9 Uhr keinen Anschluß, angeblich weil Bremen mit Berlin keine Verbindung erhalten konnte. So kam es, da das Wolff'sche Telegraphenbureau die Correctur der Kaiserrede erst Montag Nacht erhielt, daß die Berliner Zeitungen ohne Nachrichten von Wilhelmshaven blieben. Ein Telegraphiren der Kaiserrede wäre ebenso erfolglos gewesen, da die Behörden den Telegraphen fast ausschließlich mit Beschlag belegt hatten.

---

zubringen vermochte, doch konnte er der heißen Thräne nicht wehren, die in diesem Augenblick auf die Stirn Pauline's fiel.

„Wie, Erich, ich glaube gar, Du weinst auch!" sagte sie. „O, mein Erich, wie kannst Du um mich weinen! Nein, nein, das sollst Du nicht, sage mir lieber, daß Du mich liebst; ich kann es nicht oft genug hören, es macht mich so glücklich!"

Es war eine schwere Aufgabe für Erich, so hilflos und unvermögend hier sitzen zu müssen, wo er doch sein Herzblut darum gegeben haben würde, das geliebte Mädchen zu retten. Und er durfte seinem Schmerz nicht einmal Ausdruck geben, er mußte sich beherrschen, konnte doch in jedem Augenblick das Furchtbare, Entsetzliche eintreten. Der Gedanke daran ließ das Blut in seinen Adern fast zu Eis gerinnen. Doch endlich vermochte er sich nicht länger zu bezwingen, fester zog er das geliebte Mädchen an seine Brust.

„Du sollst, Du darfst nicht sterben — nein, ich lasse Dich nicht!" murmelte er außer sich. „O, mein Gott, mein Gott", rief er, verzweifelt über seine eigene Machtlosigkeit, „giebt es denn gar kein Mittel, sie zu retten?"

* * *

Die ganze Nacht hindurch lag Pauline in Erich's Armen so bewegungslos, daß sie mehr als einmal glaubten, der Geist habe die irdische Hülle schon verlassen. Das Spiegelglas, welches man vor ihre Lippen hielt, zeigte nur eine ganz schwache Spur von Hauch, und die blauen Schatten um die Augen vertieften sich immer mehr.

Erich's Glieder wurden durch dieses lange Verharren in einer und derselben Stellung starr und steif, aber er wagte sich nicht zu bewegen, um die Leidende nicht zu stören. Einmal erbot sich Lady Drummond, seinen Platz einzunehmen, doch er wies ihr Anerbieten mit einer entschiedenen Kopfbewegung zurück. Er wollte bis zum letzten Augenblicke ausharren, nur der Tod konnte ihm seinen Liebling entreißen! Noch nach vielen, vielen Jahren gedachte er dieser Nacht, wie eines furchtbaren Traumes.

Wie die Schatten in einer Phantasmagorie erschienen in Zwischenräumen die Gestalten Tante Mathilde's und des Doctors, auch ein silberhaariger, alter Herr mit einem gütigen, wohlwollenden Antlitze, erschien mehrmals in dem Krankenzimmer, um sich nach kurzem Aufenthalte wieder seufzend und die welken Hände ineinander reibend zurückzuziehen. Lady Drummond wich nicht von ihrem Platze neben dem Krankenlager, sie hatte ein Glas schweren Portweines in der Hand, in welchen sie eine Feder tauchte und damit ununterbrochen die Lippen des jungen Mädchens befeuchtete. Es war dies das letzte Mittel, um die erschöpften Lebensgeister neu zu beleben.

Leise flüsternd theilte sie Erich einige Einzelheiten über die Entstehung der Krankheit mit. Die Kranke hatte die Gewohnheit gehabt, öfter in der Kirche die Orgel zu spielen, und eines Abends, wo sie, in ein Notenbuch vertieft, nicht darauf geachtet hatte, was um sie her vorging, war sie von dem Kirchendiener, der ihre Anwesenheit in der Kirche nicht ahnte, in dieselbe eingeschlossen worden. Ihre Abwesenheit war auch gar nicht bemerkt worden, da man geglaubt, sie habe sich bereits auf ihr Zimmer zurückgezogen, wie dies öfter zu geschehen pflegte. Am andern Morgen hatte man sie bewußtlos vor dem Altar liegend aufgefunden, erschöpft von der Nachtwache und Angst, welche sie in der leeren, finstern Kirche in der Nacht empfunden, und halb erstarrt von der dumpfen, kalten Luft, welche in der Kirche herrschte. Eine Gehirnentzündung war die Folge gewesen, in welcher sie von Räubern, welche sie bedrohten, phantasirt und ununterbrochen nach ihrem Geliebten gerufen hatte, der sie retten sollte.

Von Pauline's fortgesetzten flehentlichen Bitten, Erich zu ihr kommen zu lassen, erwähnte Lady Drummond nichts. Sie hatte denselben lange ein entschiedenes „Nein" entgegengesetzt, so lange, bis der das junge Mädchen behandelnde Arzt sich eingemischt hatte. Er hatte gesagt, daß die Gewährung dieses Wunsches die einzige Hoffnung sei, das Mädchen zu retten, freilich nur eine sehr schwache Hoffnung, doch dürfe man dieses einzige letzte Mittel nicht von der Hand weisen, der Versuch müsse wenigstens gemacht werden. Nachdem der Arzt Lady Drummond dies Alles in der eindringlichsten Weise vorgehalten, hatte sie endlich nachgegeben, und Erich war herbeigerufen worden. —

Endlich neigte die lange, bange Nacht sich ihrem Ende zu und der Morgen eines neuen Tages dämmerte herauf. Zu dieser Zeit war der Zustand der Kranken am besorgnißerregendsten, der Hauch auf dem Spiegelglase wurde schwächer und schwächer, und jeden Augenblick fürchtete man, daß das Ende da sei. Aber als die Sonne höher gestiegen war und ihr goldener Schimmer das kleine Giebelzimmer erfüllte, ging eine Veränderung auf dem theuren Antlitz, das Alle so angstvoll beobachteten, vor. Pauline verfiel in einen tiefen Schlaf — einen heilsamen, gesundheitbringenden Schlaf —, welcher ihr das Leben rettete.

XX.

Diana stützte sich mit einer Hand fest auf den Rand des großen, mit grünem Tuch überzogenen Tisches im Bibliothekzimmer, als sie mit bebender Stimme Antonius Beauchamp seine Antwort gab. Er beugte sich mit dem Anstand eines alten Ritters tief herab und zog die kleine Hand ehrfurchtsvoll an seine Lippen.

„Sie sollen Ihre Wahl niemals bereuen, Diana!" sagte er ruhig. „Ich begreife wohl, Sie handeln jetzt nur im Interesse Erich's und Nancy's, nur für deren Wohl sind Sie besorgt, — aber die Zukunft wird lehren, daß es auch zu Ihrem eigenen Wohle war. Wenn ich davon nicht so fest überzeugt wäre, so würde ich Sie zu diesem Schritte nicht veranlaßt haben, Diana. Schon um meiner selbst willen würde ich den Wunsch, Sie zu heirathen, aufgeben, denn ich kann mir keine furchtbarere Lage denken, als diejenige eines Mannes, der von seinem Weibe nicht geliebt wird. Aber ich kenne die Welt, und ich weiß, daß es nicht in der menschlichen Natur begründet ist, daß eine Liebe und Ergebenheit, wie ich sie Ihnen bieten werde, ohne Erwiderung bleiben wird. Sie werden beglücken und beglückt sein!"

Diana schwieg. Sie wußte, daß es Naturen gab, die sich nicht zur Liebe zwingen ließen.

„Ich gehe mit Ihnen auf Reisen und werde Ihnen alle Herrlichkeiten Europas zeigen, die Schönheit Italiens, die Kunstschätze Roms", fuhr er fort, indem seine Augen mit Entzücken die liebliche Gestalt vor ihm umfingen. „Eine neue Welt werde ich Ihnen eröffnen, ein schönes, gehaltvolleres Leben, als das Ihrige bisher gewesen; und ich werde glücklich sein, Sie dasselbe genießen zu sehen."

„Ich werde mich bemühen, Ihnen eine gute, pflichtgetreue Gattin zu sein", sagte sie, als er innehielt.

„Ich zweifle nicht daran, Diana, Sie werden mehr thun, als nur dies. Jetzt sind Sie noch Galatea, ehe Pygmalion sie zum Leben erweckt hatte. Wie diese durch die Liebe verwandelt wurde, so werden auch Sie verwandelt werden, Diana. Und nun — hier ist das Testament —, Sie sind zu zartfühlend, danach zu fragen, nehmen Sie und lesen Sie den Inhalt."

Mit bebenden Händen nahm Diana das Schriftstück in Empfang, sie hatte in letzter Zeit verschiedentlich die Unterschrift des alten Squire gesehen, und hier unter diesem Schriftstück, welches sie und ihre Geschwister zu Bettlern machte, fand sie diese festen, geraden Schriftzüge des Verstorbenen wieder.

Sie durchlas das Schriftstück, nach welchem Crowhurst und Alles, was dazu gehörte, Antonius Beauchamp zufiel; und nachdem sie damit zu Ende, reichte sie es Antonius zurück. Dieser hatte inzwischen ein auf dem Tische befindliches Licht angezündet und hielt nun das Testament über die Flamme. Wenige Augenblicke später war nichts mehr davon vorhanden.

„Nun ist Erich's Zukunft sichergestellt, Crowhurst kann ihm niemals genommen werden", sagte Antonius. „Und diese kleine Hand ist nun mein Eigenthum!" fügte er hinzu, indem er Diana's Hand ergriff und sie nochmals an die Lippen führte.

Es wurde festgesetzt, daß die Hochzeit sehr bald stattfinden sollte. Antonius hatte den Wunsch geäußert, und Diana hatte nichts dagegen einzuwenden gehabt.

„Wir werden uns in aller Stille trauen lassen. Ich weiß, Sie gehören nicht zu den Frauen, welche es lieben, aus einer Hochzeit eine Zurschaustellung von Staat und Putz zu machen. Und Alles, was zu Ihrer sogenannten Aussteuer erforderlich ist, können Sie meiner Meinung nach ebensogut nachher besorgen, wenn wir in Paris sind. Ich würde es sogar vorziehen, daß Sie sich im Reiseanzuge trauen ließen, da wir ja doch gleich nach der Trauung unsere Reise antreten werden."

„Ja, es wird ebensogut sein", stimmte sie ihm bei, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Und Nancy und Erich werden vermuthlich die Einzigen sein, welche bei der Trauung gegenwärtig sind. Ich glaube", fügte er lächelnd hinzu, „es würde sogar ziemlich schwierig sein, eine Hochzeitsgesellschaft zusammenzubringen, denn Sie kennen ja zu wenig Menschen. Ich habe noch Niemanden bei Ihnen gesehen."

„Nur Mr. Drury könnte dabei in Betracht kommen. Ihn würde ich gern hier haben", sagte Diana in demselben leisen mechanischen Tone, in dem sie vorher gesprochen.

Antonius' Antlitz verfinsterte sich.

„Es thut mir leid, daß ich den Wunsch nicht mit Ihnen theile. Unter den obwaltenden Umständen halte ich es nicht für nothwendig, ihn einzuladen."

„Wie Sie denken!" sagte Diana in gleichgiltigem Tone.

„Es müßte denn sein, daß Ihnen besonders daran gelegen wäre", fügte er hastig hinzu, „natürlicher Weise habe ich nichts dagegen einzuwenden, daß Mr. Drury hierher kommt. Wenn es ein besonderer Wunsch von Ihnen ist —"

„O nein, von so großer Wichtigkeit ist die Sache nicht. Ich dachte nur, da Mr. Drury so gütig gegen uns Alle gewesen ist —"

„Nun, so machen Sie ihm ein hübsches Geschenk, um seine Güte zu belohnen!" sagte Antonius in fröhlichem Tone. „Der alte Herr hat eine Vorliebe für Alterthümer, und da wollen wir uns unterwegs nach etwas recht Hübschem für ihn umsehen. Er ist Sammler, und Sie werden ihm durch ein Geschenk für seine Sammlung sicherlich eine große Freude bereiten. Ich kenne seine Sammlungen und bin überzeugt, daß wir auf unserer Reise etwas Geeignetes für ihn finden werden. Das wird ihm lieber sein, als eine Hochzeitseinladung. Ich würde überhaupt rathen, unsere Verlobung vorläufig vor Allen, außer den Mitgliedern der Familie, geheim zu halten. Ich bin durchaus nicht dafür, die Aufmerksamkeit der Leute auf mich zu ziehen, und das würde der Fall sein, wenn man unsere Verlobung erführe. Die Leute im Dorfe, die Pächter von Crowhurst und was sonst dazu gehört, würden es für ihre Pflicht halten, uns großartige Huldigungen darzubringen. Die Sache würde in den weitesten Kreisen besprochen werden, und die Stellung, die wir in der Gesellschaft einnehmen, ist eine solche, daß sich sogar die Zeitungen der Sache bemächtigen und unsere intimsten Angelegenheiten an die Oeffentlichkeit bringen würden. Ich glaube nicht, daß dies nach Ihrem Geschmacke sein würde."

„Nein, gewiß nicht!" sagte Diana, unwillkürlich erbebend.

„Nun also, dann ist die Sache erledigt. Benachrichtigen Sie Erich und Nancy, ich werde an meinen Anwalt schreiben und alle Vorbereitungen treffen."

(Fortsetzung folgt.)